

Königs Erläuterungen

Band 131/132

Christian Dietrich Grabbe

Napoleon oder die
Hundert Tage

Hannibal

Bange

VORWORT

Grabbes Geschichtstheater ist von einer frappierenden Modernität. Es nimmt nicht nur die entheroisierende Auffassung der Geschichte unserer Zeit voraus, indem es Geschichte als ein dem Einfluß des Menschen oft entzogenes elementares Wirken irrealer Kräfte begreift, die sich in einem realen Machtkampf verschiedener Parteien manifestieren, sondern es bedient sich auch einer szenischen Art der Darstellung, die im Gebrauch des Mimischen, Pantomimischen, Choreographischen und der Expressivität der sprachlichen Struktur Elemente des Theaters des 20. Jahrhunderts, ja des modernen „absurden Theaters“ konkretisiert. Grabbe lesen heißt daher Geschichte als potentielle Energie unmittelbar und im höchsten Sinne dynamisch zu erleben.

Dr. Edgar Neis

INHALT

	Seite
Vorwort	5
Christian Dietrich Grabbes Leben und Werk	7

NAPOLEON ODER DIE HUNDERT TAGE

Die Quellen des Grabbeschen „Napoleon“	15
Der geschichtliche Hintergrund des „Napoleon“-Dramas	21
Sprachliche und sachliche Erläuterungen zum Text des „Napoleon“- Dramas	25
Gang der Handlung in Grabbes „Napoleon“-Drama	34
Grabbes „Napoleon“ im Urteil der Literaturkritik	45
Die Weltminute von Waterloo (Stefan Zweig)	59

HANNIBAL

Der geschichtliche Hintergrund des „Hannibal“-Dramas	65
Sprachliche und sachliche Erläuterungen zum Text des „Hannibal“- Dramas	70
Gang der Handlung in Grabbes „Hannibal“-Drama	74
Grabbes „Hannibal“ im Urteil der Literaturkritik	84
Das verstörte Paradies in Grabbes „Napoleon“ und „Hannibal“	90
Sprache und Satzbau in Grabbes „Hannibal“	93
Literarnachweis	97

Grabbe? Herrlich glühendes Gestein,
durch die Luft geschnell, unserm Herzen
teuer. Dort aber als dauerndes Sternbild,
das (in aller wunderfahlen Beschaffenheit)
sich für eine mehr oder weniger lange
Ewigkeit unter den Großen etabliert;
Nächte durchfunkelnd.

Alfred Kerr

CHRISTIAN DIETRICH GRABBE'S LEBEN UND WERK

Christian Dietrich Grabbe wurde am 11. Dezember 1801 in Detmold als Sohn des königlich-preußischen Fußboten und späteren Zuchthausverwalters („Zuchtmeisters“) Adolph Henrich Grabbe und dessen Ehefrau Dorothea Grüttemeier aus Hiddesen bei Detmold geboren. Sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits stammte Grabbe von alten lippischen Bauerngeschlechtern ab. Gewisse Stammeseigentümlichkeiten sind als Erbgut in Grabbe erhalten geblieben; besonders charakteristisch aber für ihn ist sein Sonderlingstum, seine Menschenscheu und Kontaktarmut, seine „Disproportion zum Leben“, seine innere Unausgeglichenheit, Unruhe und Zerrissenheit, seine Willensschwäche, seine Unzufriedenheit mit sich selber, seine chronische Melancholie, seine seelische Verdüsterung, sein Pessimismus und sein Leiden an der eignen körperlichen Disharmonie. Letztere hat Karl Immermann, der Initiator und Leiter der „Immermannschen Musterbühne“ in Düsseldorf, der den zusammengebrochenen Grabbe in dessen letzten Lebensjahren zu stützen versuchte, treffend beschrieben: „Nichts stimmte in diesem Körper zusammen. Fein und zart – Hände und Füße von solcher Kleinheit, daß sie mir wie unentwickelt vorkamen – regte er sich in eckichten, rohen und ungeschlachten Bewegungen. Die Arme wußten nicht, was die Hände taten. Oberkörper und Füße standen nicht selten im Widerstreit. Diese Kontraste erreichten in seinem Gesicht ihren Gipfel. Eine Stirn, hoch, oval, gewölbt, wie ich sie nur in Shakespeares (freilich ganz unhistorischem) Bildnisse von ähnlicher Pracht gesehen habe, darunter große, geisterhaft weite Augenhöhlen und Augen von tiefer, seelenvoller Bläue, eine zierlich gebildete Nase; bis dahin – das dünne, fahle Haar, welches nur einzelne Stellen des Schädels spärlich bedeckte, abgerechnet – alles schön. Und von da hinunter alles häßlich, verworren, ungereimt. Ein schlaffer Mund, verdrossen über dem Kinn hängend, das Kinn kaum vom Halse sich lösend, der ganze untere Teil des Gesichts überhaupt so scheu zurückkriechend, wie der obere sich stolz und frei hervorbaute.“

Die Atmosphäre des Hauses, dem Grabbes Vater als „Zuchtmeister“ vorstand, die tägliche unvermeidliche Konfrontierung mit den Strafgefangenen, mit Dieben, Verbrechern und Mördern, die unfreiwillige Kenntnisnahme oder gar der Anblick der harten Strafen und Züchtigungen, welche die Gefängnisinsassen zu erdulden hatten, waren nicht dazu angetan, den labilen Seelenzustand des zarten, sensiblen Knaben zu besänftigen.

Er blieb mißtrauisch und scheu, sonderte sich von seinen Altersgenossen ab, durchstreifte allein die reizvolle Umgebung Detmolds mit ihren Bergen, Tälern und Hügeln, lenkte seine Schritte über den Hiddeser Berg und durch die herrlichen Eichen- und Buchenwälder hinauf zur Grotenburg, der höchsten Erhebung des Teutoburger Waldes in der Nähe Detmolds, in deren Umkreis Hermann, der Cherusker, die von dem römischen Feldherrn Varus geführten Legionen im Jahre 9 n. Chr. vernichtet hatte. Damals schon mag dem Knaben eine Ahnung von der Bedeutung weltgeschichtlicher Ereignisse gekommen sein; was entscheidende geschichtliche Wirklichkeit ist, mag er erfahren haben, als er von der großen Schlacht hörte, die dereinst in den Bergwäldern seiner Heimat ausgetragen worden war und die einen historischen Wendepunkt in der Geschichte Germaniens darstellte.

Der Wunsch seiner Eltern war es, Christian Dietrich Theologie studieren zu lassen und ihn später als Prediger auf der Kanzel zu sehen. Sie schickten den Jungen zur Bürgerschule, anschließend aufs Detmolder Gymnasium. Christian Dietrich Grabbe war ein fleißiger und eifriger Schüler, der über das Schulpensum hinaus intensiven Studien betrieb. Mit mehr oder weniger Erfolg lernte er Lateinisch, Griechisch, Englisch, Französisch und Italienisch; vor allem aber interessierte er sich für Geschichte und Geographie. Im Alter von achtzehn Jahren begann er selbst dramatische Versuche zu bringen; mit einer Veröffentlichung hatte er jedoch keinen Erfolg.

Nach längerem Zögern entschloß sich Grabbe, Jura zu studieren. Er bezog die Universität Leipzig, an der er am 20. Mai 1820 immatrikuliert wurde. Neben seinem Studium oblag er vor allem seinen literarischen Neigungen, besuchte die Theater der Stadt und genoß die Freuden des ungebundenen akademischen Lebens. Wie dereinst Goethe mag er gedacht haben: „Mein Leipzig lob' ich mir; es ist ein Klein-Paris und bildet seine Leute.“

Da Grabbe aber besonders an Geschichte interessiert war, zog es ihn nach Berlin: Dort hielt seit 1818 Georg Friedrich Wilhelm Hegel seine berühmten Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, lehrte das

Wirksamwerden des Weltgeistes in der menschlichen Vernunft und die Verwirklichung des geschichtlichen Geschehens in der produktiven Vereinigung der Gegensätze, die sich durch den Dreischritt Theses – Antithesis – Synthesis vollzieht. Diese dialektische Methode, die später zur philosophischen Grundlage marxistischer Denkweise wurde, hat auch Grabbe ohne Zweifel beeindruckt; er beginnt dem Gang der Geschichte nachzuspüren, in dem der einzelne die ihm vom Weltgeist zugeordnete Rolle zu spielen hat.

Grabbes erstes Drama, der 1822 vollendete „Herzog Theodor von Gothland“ zeigt Spuren Hegelschen Einflusses insofern, als in dem Herzog von Gothland uns ein Mensch gegenübertritt, der sich wehrlos der Bosheit der Welt ausgeliefert sieht und in Verzweiflung ob seiner eigenen Ohnmacht als „Delinquent am furchtbaren Henkersrad der Welt“ endet. Die Geschichte wird zum dunklen, unausweichlichen Verhängnis, zur Tragödie, welche die Ausweglosigkeit der menschlichen Existenz offenbart. Ein abgrundtiefer Fatalismus kennzeichnet schon dieses Frühwerk Grabbes, das – darin der „Wallenstein“-Tragödie Schillers ähnelnd – die Einsicht liefert, daß die Folgen jedes menschlichen Denkens und Tuns unüberschaubar sind, daß jedes politischen Handelns einen Schritt ins Ungewisse, ja ins Verderben bedeutet:

Zerstörend, unerbittlich, Tod
Und Leben, Glück und Unglück an
Einander kettend, herrscht
Mit alles niederdrückender Gewalt
Das ungeheure Schicksal über unsern Häuptern.

Ganz in ähnlichem Sinne hieß es im „Wallenstein“:
Des Menschen Tun
Ist eine Aussaat von Verhängnissen,
Gestreuet in der Zukunft dunkles Land. (P. II, 6)

Und:
Es denkt der Mensch die freie Tat zu tun;
Umsonst! Er ist das Spielwerk nur der blinden
Gewalt, die aus der eignen Wahl ihm schnell
Die furchtbare Notwendigkeit erschafft. (W. T. IV, 9)

Während aber bei Schiller der zur Freiheit geborene Mensch noch sittlicher (oder unsittlicher) Entscheidungen fähig zu sein glaubt, ist er bei Grabbe ein Spielball der Geschichte, die in ihrer Relativität und Vergänglichkeit erlebt wird, als eine vom Tode gezeichnete Welt des Schicksals, innerhalb deren alles menschliche Tun fragwürdig wird.

Seiner eigenen Verzweiflung über den Zustand der Literatur und des geistigen Habitus seiner Zeit, über die Nichtigkeit des menschlichen Verstandes und Lebens gab Grabbe 1822 Ausdruck in dem sarkastischen literaturkritischen Lustspiel „Scherz, Ironie, Satire und tiefere Bedeutung“.

Grabbe hat dem Werk ein kurzes Vorwort vorangeschickt, in dem er dafür eine „entschiedene Weltansicht“ in Anspruch nimmt. Welchen Charakters diese ist, ergibt die Stelle in einem Briefe an seinen Verleger Kettembeil, wonach es „aus den nämlichen Grundansichten entsprungen“ sei, wie der „so tragische Gothland“, in der „äußeren tollkomischen Erscheinung“ aber einen „vollkommenen Kontrast“ zu ihm bilde; das Lustspiel werde „bei jedem lautes Lachen erregen, doch im Grunde nur ein Lachen der Verzweiflung“. Um alles zu verspotten, bemühe der Verfasser „den Teufel, seine Großmutter, ja, sich selbst in dieses Stück hinein; nichts in Literatur und Leben“ bleibe „unversehrt“. Zum Beleg verweist er auf den zweiten Auftritt des zweiten Aufzugs: In diesem werde man „leicht die Idee“ finden, auf welche der Dichter hinausgehe. Mit diesen knappen, aber markanten Andeutungen müssen wir uns begnügen, wenn wir die Frage nach der „tieferen Bedeutung“ beantworten wollen. Diese Antwort kann nicht zweifelhaft sein: Erleben wir im „Gothland“ die Zerstörung einer inneren Welt, so ist das Thema des Lustspiels genau das gleiche: die Zerstörung einer Welt, oder Weltanschauung, die Entlarvung der in dieser Welt geltenden Werte als bloße Scheinwerte, und ihre Vernichtung mit den Mitteln des Scherzes, der Satire und der Ironie. (Alfred Bergmann)

Wie mit dem „Gothland“ hatte Grabbe auch mit diesem Werk keinen Erfolg; verbittert und durch alkoholische Exzesse gesundheitlich angeschlagen, kehrt er im August 1823 – der vierundsiebzigjährige Goethe weilte zu dieser Zeit gerade in Marienbad, ergriffen von der Liebe zu der blutjungen Ulrike von Levetzow – nach Detmold zurück.

Hier mußte er sich mit der Trivialität einer spießbürgerlichen Beamten-schaft abfinden, um sein Leben fristen zu können; auch die schöne Naturlandschaft der Umgebung Detmolds, die er täglich vor Augen hatte, vermochte ihn nicht von seinem tiefen Pessimismus zu befreien.

Nach bestandenerm Staatsexamen wurde Grabbe im Jahre 1824 lippischer Advokateur (Anwalt) und im Jahre 1827 lippischer Auditeur, eine Art von Gerichtsoffizier. Trotz starker beruflicher Belastung schrieb Grabbe während dieser Zeit die Tragödie „Don Juan und Faust“, das einzige Werk, das zu seinen Lebzeiten aufgeführt wurde und dessen

Aufführung mit der Musik von Albert Lortzing, der von 1826 bis 1833 am Detmolder Hoftheater als Schauspieler, Sänger, Komponist und Dirigent tätig war, er am 29. März 1829 in Detmold erlebte.

Für Grabbe war die Doppelbelastung von beruflicher und dichterischer Arbeit zuviel. Die um 1829 durch Friedrich von Raumers „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit“ angeregten und ausgeführten Hohenstaufendramen „Kaiser Friedrich Barbarossa“ und „Kaiser Heinrich der Sechste“, in denen er die Staufenherrscher ganz im Hegelschen Sinne als Werkzeuge des Weltgeistes zur Erreichung geschichtlicher Ziele darstellte, fanden keine Anerkennung. Mehr Beachtung fand Grabbes „Napoleon oder die Hundert Tage“, lagen doch die historischen Ereignisse, die dieses Werk gestaltet, erst fünfzehn Jahre zurück; wegen der unmittelbar bevorstehenden französischen Julirevolution drängte der unmittelbar bevorstehenden französischen Julirevolution drängte Grabbes Verleger auf eine schnelle Fertigstellung des Dramas. 1831 lag es im Druck vor; im Vorwort dazu konnte Grabbe am 29. Januar 1831 schreiben: „Dieses Drama war vor den welthistorischen Ereignissen des Juli vorigen Jahres vollendet. Seitdem ist manches eingetroffen, was in ihm vorausgesagt ist – ebensoviele aber auch nicht.“

Im Jahre 1833 heiratete Grabbe Louise Christiane Clostermeier, die Tochter seines Gönners Clostermeier, der als Archivrat am lippischen Landesarchiv wirkte. Jedoch scheiterte diese Ehe an den Wesensunterschieden der Ehepartner; die Sensibilität Grabbes zerbrach an dem kalten, herrischen Wesen seiner Frau. Grabbe ergab sich dem Trunk; berufliche Nachteile waren die Folge; 1834 wurde er ohne Pensionsanspruch aus dem Staatsdienst entlassen. Mittellos und psychisch wie physisch zerrütet, verließ er, ohne von ihr Abschied zu nehmen, seine Frau und seine Heimatstadt Detmold.

Er wandte sich nach Frankfurt am Main, in der Hoffnung, bei seinem Verleger Kettembeil Verständnis und Hilfe zu finden; diese Hoffnung aber schlug fehl, weil Grabbe zu keinerlei Konzessionen hinsichtlich seiner schriftstellerischen Arbeit bereit war. Schließlich nahm sich Karl Immermann, der in Düsseldorf eine bedeutsame Theater-tätigkeit entfaltet und die „Immermannsche Musterbühne“, eine auf den geistigen Gehalt des Schauspiels hinarbeitende Inszenierungskunst, geschaffen hatte, des fast völlig verkommenen Dichters an, dessen Genie er erkannt hatte. Unter Immermanns Fürsorge raffte Grabbe noch einmal seine letzte Kraft zusammen, vollendete 1835 den „Hannibal“ und entwarf die „Hermannsschlacht“, die aber erst zwei Jahre nach Grabbes Tod im Druck erschien. Aber auch mit Immermann kam es wie mit Grabbes Frankfurter Verleger zum Zerwürfnis; wie diesem wollte Grabbe

auch Immermann keine Kompromisse zugestehen; eigensinnig bestand er darauf – wie Heinrich von Kleist –, allein der Wahrheit zu dienen. So bleibt Grabbe nichts übrig als die Rückkehr nach Detmold; krank und völlig geschwächt kommt er im Mai 1836 in seiner Vaterstadt an, nimmt zuerst, da er sich nicht nach Hause zu gehen traut – in einem Gasthof Quartier, vollendet mit erlöschender Kraft angesichts des Höhenzuges des Teutoburger Waldes, der damals noch nicht von dem Hermannsdenkmal Ernst von Bandels gekrönt wurde, sein letztes Drama „Die Hermannsschlacht“ und bricht dann vollends zusammen. Da ihm seine Frau den Zutritt zu seinem Haus und Zimmer verweigert, läßt er sich mit Polizeihilfe nach Hause bringen. Bettlägerig, völlig gebrochen und vereinsamt vegetiert der Bemitleidenswerte in seiner Stube dahin, nur betreut von seiner alten, selbst hilfsbedürftigen Mutter, die nach widerlichen Streitereien mit Grabbes Frau sich den Zugang zum Sterbelager ihres Sohnes erzwungen hat. In den Armen der Mutter stirbt Christian Grabbe im Alter von vierunddreißig Jahren am 12. September 1836.

„Diesem Leben“, urteilt Benno von Wiese, „fehlt jeder Zug des Erhabenen, aber es bleibt dennoch ergreifend. Eine im Kern aristokratische Seele wehrt sich hoffungslos gegen das Vulgäre und Ordinäre, das nicht nur von außen in sie eindringt, sondern auch eine Möglichkeit des eigenen, inneren Wesens ist. So sehr ist Grabbe in unerträgliche Extreme gespalten. Am Ende erliegt er den Mächten, die stärker waren als er selbst. Die verhängnisvolle, mit Lucie Clostermeier geschlossene Ehe – sie erinnert in ihrem Verlauf an die Höllengemälde Strindbergs –, zunehmende Krankheit und im Alkohol ertränkte Verzweiflung, dadurch verstärkte Nachlässigkeit und Verweise in den Amtsgeschäften des subalternen Regierungsbeamten, schließlich ein frühzeitiger, halb erzwungener, halb selbstgewollter Abschied vom Amt ohne Pension, alles dies treibt ihn unentrinnbar in den Untergang hinein ...

Es ist notwendig, von diesem Leben zu wissen, das im Zuchthaus beginnt und in der häuslichen Katastrophe endet. Denn es ist der dunkle Schicksalsgrund, von dem sich ein bedeutendes dichterisches Werk abhebt. Inmitten von Öde, Einsamkeit und Elend, inmitten der Last der Militär- und Advokatengeschäfte entsteht hier eine Dynamik, die sich der Verbürgerlichung des 19. Jahrhunderts bereits entzog und sie von innen her wie Dynamit sprengte.“

Weit über das idealistische Drama der deutschen Klassik, über Goethe und Schiller hinaus, nimmt Grabbe die volle Realistik

geschichtlicher Vorgänge in das Drama hinein; er kennt weder Helden noch ihre Erlösung durch die Idee, sondern nur noch das Wirken überindividueller Geschichtsmächte, deren Werkzeug und Opfer der einzelne ist. Grabbes Geschichtsdramen sind filmisch konzipiert: realistische, ja naturalistische Massenszenen von grandiosen Ausmaßen reihen sich aneinander und schaffen dramatische Gemälde von einer epischen Breite, wie sie später die Dramentechnik des 20. Jahrhunderts bevorzugte; man denke an Georg Kaiser und Bertolt Brecht. Grabbes dramatisches Werk wirkte in die Zukunft; wie Georg Büchner wurde Grabbe durch den Naturalismus und Expressionismus, durch Hauptmann und Wedekind „entdeckt“ und als Vorläufer moderner Wirklichkeitsdarstellung angesehen.

Napoleon oder die Hundert Tage

DIE QUELLEN DES GRABBESCHEN „NAPOLEON“

Über die Quellen des Grabbeschen Dramas „Napoleon oder die Hundert Tage“ unterrichtet ausführlich die Schrift von Alfred Bergmann „Quellen des Grabbeschen ‚Napoleon‘“, Detmold 1969. Wir können uns deshalb genauere Hinweise sparen und verweisen nur auf die beiden Hauptquellen, aus denen Grabbe sein Wissen über die Französische Revolution, über das Leben Napoleons und über dessen endgültige Niederlage bei Waterloo bezog.

Eine dieser Quellen ist das Werk von Girtanner, der, 1760 in St. Gallen geboren und 1800 in Göttingen gestorben, selber ein Zeitgenosse und Augenzeuge der Französischen Revolution war, 1789 und 1790 in Paris weilte, an Sitzungen der Französischen Nationalversammlung teilgenommen und die Inthronisierung Ludwigs XVI. bei dem großen Nationalfest am 14. Juli 1790 auf dem Marsfeld miterlebt hat. Grabbe kannte die 1792/93 in deutscher Übersetzung in Berlin erschienenen beiden ersten Bände von Girtanners „Historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die Französische Revolution“, aber auch die nach dem Tode Girtanners von Friedrich Buchholz herausgegebenen fünfzehn Fortsetzungsbände dieses umfangreichen Geschichtswerkes.

Bergmann meint, daß die Schilderung Girtanners von der Eidesleistung des Volkes vor König Ludwig XVI. nicht ohne Einfluß auf die Darstellung der Inthronisierung Napoleons auf dem Marsfeld in der ersten Szene des vierten Aktes seines „Napoleon“-Dramas geblieben ist.

Diese Schilderung Girtanners lautet etwa wie folgt: „Endlich brach, am vierzehnten Julius (1790), die Morgenröte des großen, feierlichen, und in der Geschichte einzigen Tages an, an welchem fünfundzwanzig Millionen Menschen den Eid der Freiheit, der brüderlichen Liebe, der Treue und der Anhänglichkeit an die Gesetze und an den König schwö-

ren sollten. Dieser Tag übertraf die Erwartungen aller derer, die auf dem Marsfelde zu Paris Augenzeugen waren.“ Schon gegen vier Uhr des Morgens haben sich die ersten Zuschauer auf dem ungeheuren Amphitheater ihre Plätze gesucht, auf dem fünfmalhunderttausend Menschen bequem sitzen konnten. Um acht Uhr ist es bereits gefüllt. Um zwölf Uhr kündigen Kanonenschüsse die Ankunft der großen Prozession an. Sie besteht aus ungefähr 50 000 Staatsbürgern. In allen Straßen, durch welche sie sich bewegt, sind die Häuser „von unten bis oben auf die Dächer mit Zuschauern, Weibern, Kindern und Mädchen besetzt“. Aus den Häusern werfen sie Blumen, Kränze und Bänder herab; aus allen Fenstern ertönt, und von der Straße hallt zurück das Jubelgeschrei: „Hoch lebe die Nation! Hoch leben unsere Brüder! Hoch leben unsre Schwestern! Hoch lebe die Nation!“ Während dann der Zug, langsam und feierlich, durch die drei Tore des Triumphbogens hereinzieht, erschallt plötzlich ein Geschrei: „Hoch lebe der König! Hoch lebe der König!“ Der Monarch erscheint, „in einem neuen, mit Gold gestickten Kleide“, und setzt sich „mit lächelnder Miene, und mit der ihm eignen Gutmüthigkeit, auf den für ihn bereiteten Lehnstuhl, zur Linken des Präsidenten der Nationalversammlung“. Bald nachher trifft auch die Königin ein, den Dauphin an der einen, die Kronprinzessin an der anderen Hand. Die Messe wird zelebriert, darauf werden die dreiundachtzig neuen „Panner der Abtheilungen Frankreichs, und das große Panner der Armee nach dem Altar gebracht“, dort eingeseget und wieder abgeholt. Nun kündigen Kanonendonner und kriegerische Musik den Eid an, der von Lafayette als dem vom Könige erwählten Generalmajor des Bundesfestes gesprochen wird. Nachdem dies geschehen, schwingt er die Fahne, die er in der Hand hält, streckt den Arm aus und sagt: „Ich schwöre es!“, und „alle die bewaffneten Bürger, die Abgesandten der Armee, und die Seesoldaten; hunderttausend Stimmen zugleich“, wiederholen, mit gen Himmel aufgehobenen Händen: „Ich schwöre es!“, wobei die Kanonen und kriegerische Musik sich hören lassen. Nachdem auch der Präsident der Nationalversammlung und, „langsam und feierlich“, Ludwig XVI. den Eid geleistet haben, stehen „rund um das Amphitheater, alle 500 000 Zuschauer zu gleicher Zeit auf“, nehmen die Hüte ab, strecken die Arme aus, und alle, Männer, Weiber und Kinder, wiederholen zugleich laut und vernehmlich die Worte: „Ich schwöre es!“ Die Kanonen werden gelöst, die kriegerische Musik läßt sich von neuem hören, und „ein wildes, beinahe wüthendes Freudengeschrei: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe der König! Hoch lebe die Königin!““ wiederhallt von allen Seiten.

„Kalt zu bleiben“ – so schließt Girtanner diese Schilderung – „war hier unmöglich. Das tobende Freudengeschrei einer so ungeheuren Menge von Menschen machte einen schrecklichen Eindruck: Es beklemmte die Brust, und verursachte eine höchst unangenehme Empfindung von Bangigkeit, und ein fühlbares Zittern aller Nerven des Körpers; ein Zittern, dem auch der Stärkste zu widerstehen nicht im Stande war.“ (IV, 17–29.)

Wie Grabbe diese Darstellung von der Eidesleistung des Volkes vor König Ludwig XVI. auf Napoleon überträgt, zeigt die erste Szene des vierten Aktes, in der die Feierlichkeit des Vorgangs allerdings bewußt entheroisiert und jede Illusion durch die von beißendem Spott erfüllten Bemerkungen Jouvés, des „Kopfabhackers von Versailles und Avignon“, zerstört wird. Angewidert von der Wankelmüthigkeit des Volkes, das bereit ist, heute diesem und morgen jenem Herrscher den Eid zu leisten, und überzeugt von der Sinnlosigkeit der Revolution, ergibt er sich voller Verachtung für das „elende, der Verwesung entgegen taumelnde Gewimmel des Menschengeschlechts“ einer „ehbecherischen Kokette“, um im sexuellen Genuß seine geistigen und revolutionären Ambitionen zu vergessen.

Die Gegenüberstellung der Schilderung Girtanners und der prächtigen, von beißender, sarkastischer Ironie durchzogenen ersten Szene des vierten Aktes des Grabbeschen „Napoleon“ erhellet schlagartig den abgrundtiefen Pessimismus Grabbes, zeigt seine Menschenverachtung und den Verlust seines Glaubens an das Vorhandensein des Guten, Schönen und Wahren in der Welt, an die Existenz sittlicher Prinzipien, ja Gottes schlechthin.

Die zweite Quelle, die von besonderer Bedeutung für die Gestaltung des Grabbeschen „Napoleon“-Dramas war, ist Sir Walter Scotts „The Life of Napoleon Bonaparte, Emperor of the French“, dessen erster und zweiter Band 1827 in London und Edinburgh unter dem Pseudonym „By the Author of Waverley“ erschienen waren; die folgenden Bände trugen erst den Namen Scotts. Diesem Werk entnahm Grabbe vor allem Details über das Leben Napoleons, seine militärischen Fähigkeiten und Taktik, seine politischen Ziele, seine Kriegszüge und das Wagnis der Hundert Tage bis zur Schlacht von Waterloo. Für diese führt Scott einen Gewährsmann an: „Unser Berichtstatter war Lacoste, ein flamländischer Bauer. der gezwungen ward, dem Kaiser zum Führer nach Belle Alliance zu dienen, während des ganzen Treffens bei ihm blieb und ihn nach Charleroi begleitete. Der Autor (Scott) sah ihn und hörte seine Aussage kurze Zeit nach der Schlacht.“

DER GESCHICHTLICHE HINTERGRUND DES „HANNIBAL“-DRAMAS

Hamilkar Barkas (d. h. der „Blitz“), karthagischer Feldherr im Ersten Punischen Krieg (264–241 v. Chr.), haßte Rom und wollte einen Rachekrieg führen, weil Rom den Karthagern Sizilien abgenommen hatte. Um für das verlorene Sizilien Ersatz zu schaffen, ging er nach Spanien. Die Ausbreitung der karthagischen Herrschaft auf der Pyrenäenhalbinsel sollte die Aufstellung eines kriegsgeübten Landheeres ermöglichen, das eines Tages gegen die Römer geführt werden konnte. Ehe es soweit kam, starb Hamilkar Barkas. Sein Nachfolger Hasdrubal gründete an der Südküste Neu-Karthago (Cartagena). Die reichsten Landschaften Spaniens wurden karthagisches Gebiet. Bis zum Ebro hin wurden die Stämme der Iberer abhängig und zahlten Steuern. Der Besitz Spaniens glich den Verlust Siziliens und Sardinien aus.

Die Römer hatten zunächst kaum beachtet, wie Karthago sich in Spanien ein neues, starkes Kolonialreich schuf. Sie bekämpften inzwischen gallische Scharen, die bis nach Mittelitalien vorgedrungen waren, und eroberten die Poebene. Erst als die Karthager sich dem Ebro näherten, wurde Rom aufmerksam. Die mit den Römern verbündete iberische Hafenstadt Sagunt südlich vom Ebro, die für ihre Freiheit fürchtete, warnte den Senat vor der Karthagermacht in Spanien.

221 wurde Hasdrubal ermordet. Die karthagische Armee wählte Hamilcars Sohn Hannibal zu ihrem Feldherrn. Als neunjährigen Knaben hatte ihn sein Vater in Karthago am Altar des höchsten Gottes der Stadt schwören lassen, daß er nie ein Freund der Römer sein werde. Das Heer war begeistert für den Krieg und marschbereit. So begann Hannibal im Frühjahr 219, Sagunt zu belagern. Die Saguntiner verteidigten sich tapfer, während die Römer rüsteten. Aber eher als erwartet, mußte sich die starke Festung ergeben. Rom forderte Hannibals Auslieferung. Als die Karthager sie verweigerten, erklärte es den Krieg.

Es dachte, ihn rasch zu gewinnen, ahnte aber nichts von Hannibals Genie und seinem unerhört kühnen Plan, den Feind im eigenen Land aufzuzuchen.

Hannibals Ziel war Italien. Zur See konnte er keine Überfahrt wagen, weil die römische Flotte zu stark war. So blieb ihm nur der Landweg über die Pyrenäen, über die Rhone und über die Alpen. Alles mußte schnell gehen, denn es kam darauf an, die Römer an der Überfahrt nach Afrika zu hindern. Auch wollte Hannibal durch ein rasches Vordringen in Italien Roms Bundesgenossen zum Abfall bringen und dann als Sieger den Römern den Frieden diktieren. Mit dem Marsch über die beiden unwegsamen Gebirge Europas setzte er die Welt in Staunen.

Noch ehe die Römer mit ihrer Rüstung fertig waren, hatte Hannibal die Pyrenäen überschritten. Vom Isèretal aus begann er den Aufstieg in die Alpen. Die Pfade waren eng, steil, steinig und teilweise vereist. Viele Lasttiere stürzten mitsamt ihrer Last in die Schluchten. Mehrfach wurden die Karthager auch von feindlich gesinnten Bergstämmen an besonders schwierigen Stellen angegriffen. An Engpässen wälzten die Eingeborenen Felsblöcke die Berghänge hinab auf das mühselig seinen Weg erklimmende Heer. Die Verluste waren erheblich. Neun Tage brauchte Hannibal, um die fast 2500 m betragende Paßhöhe des Col du Clapier, eines südlichen Nebenpasses des Mont Cenis, zu erreichen. Dort oben schlug er für zwei Tage sein Lager auf, damit die Ermüdeten sich erholen konnten. Hannibal zeigte den Soldaten das in der Ferne tief unten zu ihren Füßen liegende Italien. Sie hörten, daß dort freundlich gesinnte Stämme wohnten, die Gallier. Mitte September kamen die Karthager nach 14tägigem Hochgebirgsmarsch in der Ebene von Turin an. Hier wurden die erschöpften Soldaten in den Dörfern einquartiert. Gut gepflegt, rasteten sie 14 Tage lang. Die Opfer waren hoch. Doch mit rund 20 000 Fußsoldaten und 6000 Reitern hatte Hannibal immerhin das Abenteuer des Marsches über die Alpen in ungünstiger Jahreszeit überstanden.

Die Gallier waren den Römern feindlich gesinnt. Mit ihren Kriegern konnte Hannibal seine Verluste auszugleichen hoffen. Inzwischen hatte der Senat dem römischen Heere auf Sizilien befohlen, so schnell wie möglich zur Verteidigung Italiens nach Norden zu ziehen. An der Trebia wurde dieses aber von Hannibal vollständig geschlagen.

Im nächsten Frühjahr (217) überschritt Hannibal den Apennin und drang in Etrurien ein. Am Trasimenischen See überfiel er ein Römerheer aus dem Hinterhalt und vernichtete es. Damit war Etrurien verloren, der Weg nach Rom frei. Furcht ergriff die Römer. Die Tiberbrücken wurden abgebrochen, die Mauern instand gesetzt. In der

höchsten Not ernannten Senat und Volksversammlung Quintus Fabius Maximus zum Diktator und übertrugen ihm den Oberbefehl über das noch verbliebene Heer. Sein Plan war, jede Schlacht zu vermeiden, was ihm bei vielen den Namen „Zauderer“ (Cunctator) einbrachte.

Hannibal aber zog an Rom vorbei. Er wollte die Bundesgenossen der Römer zum Abfall bringen. Er marschierte durch Umbrien an die Adria. Die Städte jedoch, vor deren Mauern er erschien, schlossen ihre Tore. Unbehindert von Hannibal konnte währenddessen die größte Armee aufgestellt werden, die die Römer bisher überhaupt ins Feld schickten. Sie erhielt vom Senat den Auftrag, Hannibals Heer in offener Feldschlacht mit ihrer Masse von fast 80 000 Mann Fußtruppen und 6000 Reitern zu erdrücken. Das Heer Hannibals war nur halb so stark. 216 v. Chr. erschienen die Römer bei Cannae auf der Hochebene vor Apulien.

Die weite Ebene sicherte die Römer vor einem Hinterhalt des Feindes, gab aber Hannibal Gelegenheit zu voller Entfaltung seiner 10 000 Reiter. Römer wie Karthager hatten die gleiche Schlachtordnung: in der Mitte das Fußvolk, an den Flügeln die Reiterei. Hannibal ließ aber während der Schlacht die Mitte zurückweichen. Während die römischen Legionäre vordrangen, wurde die römische Reiterei auf beiden Flügeln von der überlegenen punischen zersprengt und die vorgeprellte Mitte in den Flanken und im Rücken angegriffen, eingekreist und vernichtet. Nur ein Neuntel der römischen Armee konnte entkommen.

Nach der Schlacht soll der Anführer der numidischen Reiter, Maharbal, von Hannibal verlangt haben, daß das siegreiche Heer sofort gegen Rom geführt werde. Hannibal habe das abgelehnt, um den Sieg zu feiern. Da habe Maharbal ausgerufen: „Zu siegen verstehst du, Hannibal, den Sieg auszunutzen aber verstehst du nicht!“

Durch seinen großen Sieg wurde Hannibal Herr über weite Teile Süditaliens. Viele der dortigen Bundesgenossen Roms traten auf die Seite der Punier. Capua öffnete ihnen seine Tore. Auch Syrakus verbündete sich mit Karthago. Ebenso kam zwischen dem König von Makedonien und Hannibal ein Bündnis zustande. Nur die Seeherrschaft blieb den Römern.

Dennoch hatte sich Hannibal in seinen Erwartungen getäuscht. Er war überzeugt, daß die Römer nach einer Niederlage wie bei Cannae mit ihm über einen Frieden verhandeln würden. In Rom aber dachte niemand daran, sich dem siegreichen Feinde gegenüber nachgiebig zu zeigen. Die Senatoren erinnerten sich des Grundsatzes: Rom unterhandelt nicht, solange auswärtige Truppen auf italischem Gebiet stehen.